

Eine Frage des Gottvertrauens



Prälat Dr. Martin Grichting,
Delegierter des Aposto-
lischen Administrators des
Bistums Chur

Am vergangenen Sonntag haben wir die Worte von Jesus gehört: «Bittet den Herrn der Ernte, Arbeiter in seine Ernte auszusenden!» (Lk 10,2). Dieser Aufruf ist immer aktuell, jetzt aber, wenn offenbar der priesterliche Zölibat durch die «Amazonas-Synode» in Frage gestellt werden soll, ist er von besonderer Bedeutung. Es gebe, so heisst es als Begründung, in jener Region zu wenige Priester, so dass die Versorgung mit den Sakramenten gefährdet sei. Deshalb müsse man Verheiratete zu Priestern weihen.

Niemand wird bestreiten, dass die Kirche und die Gläubigen aus den Sakramenten leben. Aber man muss sich auch vor dem «Sakramentalismus» hüten, der Versuchung, in diesen heiligen Zeichen magische Rituale zu sehen, die nicht immer auch den Glauben sowie die Hingabe der Gläubigen voraussetzen und darauf hinwirken. Schon gar nicht sind die Sakramente Besitz der kirchlichen Amtsträger oder der Gläubigen. Deshalb sagt Jesus, wir sollten um Arbeiter bitten, und nicht, wir sollten überlegen, wie wir durch eigenmächtiges Handeln ihre Zahl vermehren könnten.

Wenn es um den Mangel an Priestern geht, bleibt das Zeugnis der Christen Japans ein Mahnmal: Um 1640 herum gab es dort rund eine halbe Million Christen. Dann wurden alle Ausländer ausgewiesen. Da es noch keinen einheimischen Klerus gab, waren die japanischen Christen in der Folge gezwungen, während 200 Jahren ohne die Eucharistie zu leben. Als die Missionare nach dem Jahr 1853 zurückkehrten, fanden sie noch etwa 70'000 Christen. Sie hatten mit Gebet, den Sakramenten der Taufe und der Ehe sowie mit Hilfe von Katechisten Isolation und staatliche Verfolgung überlebt. Diese Christen fragten übrigens die zurückkehrenden Missionare, ob sie mit dem Römischen Bischof verbunden seien, die Mutter Gottes Maria verehrten und ehelos lebten.

Die Botschaft ist klar: Diese Christen haben sich nicht auf eine Notlage berufen und eigenmächtig Priester bestellt. Denn sie wussten, dass sie nicht Herren über die Kirche und den Glauben sind. Man kann nur beten, dass die Kirche heute, in einer weniger dramatischen Lage, davor zurückschreckt, an der Freigiebigkeit des Herrn zu zweifeln. Dadurch würden wir zu einer reinen Menschenkirche, die auf eigenes Planen und nicht mehr auf Gott vertraut.

Es muss sich etwas ändern



Prälat Dr. Martin Grichting,
Delegierter des Aposto-
lischen Administrators
des Bistums Chur

In den Ferien habe ich mir «Aus, Amen, Ende? So kann ich nicht mehr Pfarrer sein» von Thomas Frings zu Gemüte geführt (Herder 2017). Er war etwa 30 Jahre Pfarrer im deutschen Bistum Münster. Dort hat er den Niedergang des klassischen pfarrlichen Lebens miterlebt. Die Zahlen gingen permanent hinunter, ausser diejenigen der Kirchnaustritte. Geblieben ist eine dezimierte Kerngemeinde und eine distanzierte Grossgemeinde. Diese hat an den Wendepunkten des Lebens noch etwa die Anspruchshaltung, die wir bei einer Autopanne gegenüber dem TCS haben. Wir haben ja die Prämie bezahlt! Aus der Schweiz könnte man von Ähnlichem berichten.

Frings ist frustriert aus dem Pfarramt ausgestiegen. Priester will er bleiben und nach neuen Wegen suchen. Frauenpriestertum und Zölibat mag er dabei erst gar nicht mehr diskutieren. Zwar meint er: «Wir müssen etwas ändern, auf jeden Fall». Jedoch durchschaut er, dass solche «Reformen» lediglich eine Änderung wären, «um alte Strukturen am Leben zu erhalten». Recht hat er. Die künstliche Vermehrung von Angestellten würde nur die gegenwärtige Agonie verlängern. Dennoch kommt Frings nicht aus dem Denken heraus, in dem er geschult wurde. Es ging dabei stets um die «lebendige Gemeinde». Die geistliche Fruchtbarkeit der Kirche wurde an der Agenda der Pfarrei und der Zahl ihrer Gremien sowie Anlässe gemessen. Sicher war das einmal ein sinnvoller Gradmesser.

Meine Frage ist: Hat man mit dem Konzept der «lebendigen Gemeinde» in den letzten 50 Jahren die Laien wirklich zu verstehen und zu leben gelehrt, dass sie schon als Getaufte und Gefürmte am dreifachen Amt Christi des Propheten, des Priesters und des Hirten teilhaben? Hat man sie nicht vielmehr in kirchlichen Strukturen beschäftigt und auf das Pfarreleben fixiert? Hier muss sich etwas ändern: Die Pfarrei ist wie eine Tankstelle. Wir hängen auch sonst nicht auf einer solchen herum, sondern tanken das Auto auf, um ans Ziel zu kommen. Der Gradmesser ist deshalb nicht die bevölkerte Tankstelle, sondern ob die Laien nach dem Besuch der Tankstelle sieben Tage in der Woche, 24 Stunden am Tag befähigt und gestärkt sind, um mitten in der Gesellschaft Apostel ihrer Mitmenschen zu sein. Das ist die qualitative Änderung, die wir brauchen. Sie nimmt die Laien wirklich ernst.

Getauft und gesandt



Prälat Dr. Martin Grichting
Delegierter des
Apostolischen
Administrators des
Bistums Chur

Der kommende Oktober ist nach dem Wunsch von Papst Franziskus ein «Ausserordentlicher Monat der Weltmission». Der Papst hat diese Initiative ergriffen, «um das Bewusstsein der *missio ad gentes* wieder stärker wachzurufen und mit neuem Schwung die missionarische Umgestaltung des Lebens und der Seelsorge wieder aufzunehmen». Das Motto des Missionsmonats lautet: «getauft und gesandt». Es deutet darauf hin, dass es bei der Mission nicht um eine Tätigkeit geht, die nur weit von uns entfernt liegende Gebiete betrifft. So hat es sich ja leider weithin in unseren Köpfen festgesetzt: Missionieren, Christus zu den Menschen bringen, das muss man in Afrika und Asien. Und dafür muss man Geld sammeln.

Da wir alle getauft sind, gilt «getauft und gesandt» auf allen fünf Kontinenten, auch bei uns. Deshalb ist das «Taufstein-tuch» ein gelungenes Zeichen, welches die Promotoren des Missionsmonats kreiert haben. Dieses Tuch kann man am Taufstein befestigen und dann auf dem Boden auslegen. Es zeigt Füsse, die vom Taufstein weggehen. Es bedeutet: Mit der Taufe beginnt für uns alle die Sendung, die Mission, Christus zu den Menschen zu bringen.

Wir sind aufgrund langer «Tradition» gewohnt, die missionarische Sendung der Christen eng an die Kirche als Institution zu binden: Ich tue etwas für Christus, wenn ich in der Pfarrei oder in einem kirchlichen Gremium mitmache oder unter dem Titel «Katholische Kirche» handle. Das ist zweifellos eine Ebene der Wirksamkeit der Kirche. Aber wir dürfen darob nicht vergessen, dass wir bereits durch die Taufe, gestärkt durch die Firmung, zur Mission, zum christlichen Zeugnis, gesandt sind: dort, wo Gott uns hingestellt hat: in der Familie, im Beruf, in der Kultur, der Freizeit, der Politik, den Medien, auch im geduldig getragenen Leiden.

Das ist gemeint mit der «missionarischen Umgestaltung», von welcher der Papst spricht. Wenn wir besser verstehen und noch mehr im Leben umsetzen, dass wir gesandt sind, nicht nur in der Kirche am Sonntagmorgen und in der Sitzung eines kirchlichen Gremiums am Dienstagabend, sondern sieben Tage in der Woche, 24 Stunden am Tag, dann wird die Kirche missionarisch umgestaltet – nicht nur in Afrika, sondern auch bei uns in der Schweiz.